

Konzert für die linke Hand

Foto: Archiv



Maurice Ravel schrieb ihm sein Klavierkonzert für die linke Hand, Prokofjew sein viertes, und auch Strauss, Hindemith und Britten komponierten für ihn: **Paul Wittgenstein**. Seinen rechten Arm hatte er zwar im Krieg verloren, nicht aber seinen Lebensmut. Lea Singer setzt ihm mit ihrem Roman ein Denkmal. Eine Leseprobe.

Wie wird Mangel zur Inspiration? Paul Wittgenstein gab mit seinem einhändigen Klavierspiel eine Antwort darauf.

Unvorbereitet traf es ihn nicht. Paul Wittgenstein war von verschiedenen Seiten davor gewarnt worden. Früher, als der Kreis kleiner gewesen war, sei es noch leichter zu ertragen gewesen, mittlerweile aber gäbe es oft um die zweihundert Zeugen, wenn einer ohne Gnade behandelt werde, einer von ungefähr zwölf am Abend. Manche der Kandidaten brächen in Tränen aus. Er, der alte Zeremonienmeister, der sie bei dieser Entblößung alle duze, erkläre nur gelassen, es sei doch gut, wenn sie in diesem geschlossenen Zirkel lerneten, Prügel einzustecken. Das härte ab. Und was hier geschehe, plaudre keiner aus. Hin und wieder, hatte Paul erfahren, gebe es zwar Augenblicke, wo alle Anwesenden den Atem anhielten und fassungslos auf irgendeinen bartlosen jungen Mann starrten, der Ungeahntes heraufbeschworen hatte. Häufiger aber seien die anderen Szenen. Trotzdem

drängte es Woche für Woche eine Gemeinde von Eingeweihten dorthin.

Erst seit kurzem gehörte Paul Wittgenstein zu diesem Kreis, war aber bereits gefragt worden, ob er bereit sei, vorgeführt zu werden und sich allem auszusetzen, was der Ritus verlangte. Als er am Mittwoch um halb fünf den Salon betrat, war der bereits bis auf den letzten Platz gefüllt. Aus Stehlampen mit rubinroten Schirmen drang ein Licht, wie Paul es nur vom Hotel Orient kannte. Die meisten Gäste hatten ein Sektglas in der Hand und unterhielten sich gedämpft. Englische, französische, russische, polnische, deutsche, italienische, schwedische Sätze drangen an Pauls Ohr. Er sah in Mädchengesichtern mit Erwartungsaugen, sah ältere Damen, die ausgehungert wirkten, Männer, die fahrig rauchten, andere, die ihre Unterlippe leckten.

Ein Diener reichte auf einem silbernen Teller Programme herum. Gierig stu-

dierten die Gäste, was ihnen geboten werde. Die Stille, die einkehrte, als alle saßen, knisterte. Die Erste, die sich in den von oben hell beleuchteten Teil des Saales wagte, auf den sämtliche Blicke sich richteten, war vielleicht in Pauls Alter. Ihr Kleid war hochgeschlossen und fleischfarben. Sie trug ihre Eleganz wie eine Rüstung. Paul sah sie auf einmal nackt. Sie hatte immer vor ihm Stunde. Nie hatte er gewagt, sie anzusprechen. F. Ch. Op. 28. Nr. 15 stand hinter ihrem Namen im Programm. Alle wussten Bescheid. Als sie sich nach den letzten Akkorden erhob, kam vom Ende des Flügels, wo er in einem Lehnstuhl saß, ebenfalls voll bestrahlt, Leschetizkys Stimme. „Woran hast du gedacht, als du das ‚Regentropfen-Prélude‘ gespielt hast?“ „An ... an Regen, an einen Dauerregen, wie er niederging, als Chopin im Winter auf Mallorca in der Kartause von Valdemosa ...“

Die Autorin

Lea Singer (eigentlich Eva-Gesine Baur) studierte Kunstgeschichte sowie Musik- und Literaturwissenschaft. Sie ist Autorin von Sachbüchern zu den verschiedensten Themen, darunter eine Biographie über die Ehefrau von Friedrich Schiller. Außerdem hat sie auch verschiedene Kochbücher zu klassischen Komponisten wie Mozart, Verdi, Vivaldi und Puccini herausgegeben. Als Lea Singer hat die promovierte Publizistin bereits vier historische Romane veröffentlicht.



Foto: Stefan Ulrich Meyer

„Danke“, sagte Leschetizky. „Du hast eine Postkarte im Kopf. Deswegen spielst du auch eine Postkarte, etwas, das jeder kennt. Nichts Neues, nichts Gefühltes, nur ein Motiv, das tausendfach reproduziert wird und keinen Einzigen mehr rührt. Wenn du bei der ‚Barcarole‘ von Chopin an die Lieder der venezianischen Gondolieri denkst, auf die ihre Bezeichnung, ich betone: Bezeichnung, hinweist, lieferst du Souvenirkitsch.“ Die Pianistin stand im Lichtkegel mit gesenktem Haupt und nahm die Schläge wortlos entgegen. „Du musst aber jeden Ton spielen“, redete Leschetizky weiter, „als ertöne er zum ersten Mal in diesem Kosmos. Es muss dein Ton sein. Einzigartig. Unersetzlich.“

Als sie sich neben Paul ins Publikum setzte, waren die Augen der Pianistin nass. Paul sah ihre Hände flattern, spürte das Zittern in ihrem Körper. Leschetizkys Verletzung hatte die Rüstung gesprengt. Sie war nah und weich. Jetzt war die Gelegenheit da. Paul nutzte sie nicht. So oft hatte der Vater erzählt, wie er um Poldi geworben hatte und unausgesprochen deutlich gemacht, dass die erste Wahl die richtige zu sein habe. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer in Leschetizkys Musiksaal vibrierte.

Mit Schumanns Elegie „Des Abends“ aus den „Fantasiestücken“ trat der zweite Schüler an, dessen Schultern seinen Frack zu sprengen drohten. Er spielte sie in fehlerfreiem Hochglanzlack. Mit einer einzi-

gen Geste brach Leschetizky den Applaus ab. „Ja, wir haben es gehört, du hast heute beim Fechten gewonnen. Aber eine Elegie ist kein Triumphgeheul, sondern ein Klagelied. Es geht nicht darum, Eindruck zu schinden, sondern Ausdruck in jeden Ton zu legen. Ja, wir haben es gehört, du bist fingerfertig. Deine Finger steuern den Kopf. Aber bei einem guten Pianisten steuert der Kopf die Finger.“ Dann war er zu dem Schüler gegangen, hatte ihn in die Arme geschlossen und gelacht. „Für dich als Duellanten eine gute Nachricht: Es ist für einen Pianisten deswegen weniger schlimm, einen Finger als den Kopf zu verlieren.“

Paul schien dieser Satz grausamer als jede Kritik. Bevor der dritte Kandidat antrat, begannen die Gäste wie auf ein Zeichen hin zu tuscheln; offenbar kannte keiner das Stück, mit dem er angekündigt war: „F. L.: ‚A magyaruk istene‘“, stand da. Dass der Titel in Klammern übersetzt wurde, „Ungarns Gott“, und als Komponist Franz Liszt zu erwarten war, half nicht weiter. Der Schüler sah aus wie ein Totenkopffäffchen und trug seinen Anzug nicht, er ertrug ihn. Es war ihm anzusehen, dass er das Kleidungsstück geliehen hatte. Bevor der Totenkopffaffe zu spielen begann, saß er eine halbe Minute da, die Hände auf den Knien, blickte ins Nichts. Dann hob er die linke Hand und begann zu spielen. Jeder konnte es sehen, dass die Rechte

„Es geht nicht darum, Eindruck zu schinden, sondern Ausdruck in jeden Ton zu legen“

während des ganzen Stückes auf dem rechten Knie liegen blieb. Zu hören war das nicht. Der Klang vermochte alles mit den Menschen im Raum, er streichelte sie, peitschte sie, packte sie, ließ sie los, um kurz vor dem Ersterben wieder stark zu werden und das Herz jedes Einzelnen zu umklammern. Stille.

Leschetizky erhob sich und sagte nur: „danke“. Er räusperte sich. Dann verschwand sein Gesicht in einem serviet tengroßen Taschentuch. Erst nach der Kaffeepause meldete er sich zu Wort. „Sie wissen, ich lobe niemals das, was richtig ist. Das erwarte ich, ich kritisiere nur das Schlechte. Aber Marek hat uns mit Liszt gezeigt, was Liszt selbst gesagt hat: Es sei ein Uding, ein Hindernis so-

gar für den Pianisten, dass er zwei Hände hat. Man spielt Klavier nicht mit zwei Einheiten, sondern mit einer Einheit aus zwei Händen. Wer beim Klavierspielen daran denkt, dass er zwei verschiedene

Hände hat, spielt nicht gut. Jetzt haben Sie erlebt, wie eine Hand die zweite ersetzen kann. Jetzt verstehen Sie, wie der Mangel herausfordert und zur Inspiration werden kann.“

Hinterher hätte Paul Wittgenstein nicht sagen können, wer danach noch aufgetreten war und welche Urteile Leschetizky gefällt hatte. Für die nächsten zwanzig Minuten des Konzerts war er nur äußerlich anwesend. Seine Gedanken umrundeten den letzten Satz seines Lehrers. Mangel kannte Paul nicht. Keiner im Hause Wittgenstein kannte ihn, vom Mangel an Wärme und Berührungen abgesehen. Sein Wille war nicht frei. Er konnte nicht mehr ausbrechen aus der Spur, sie war zu tief.



Buchtipp

Lea Singer: Konzert für die linke Hand. Hoffmann und Campe, Hamburg 2008, 463 S., 22 Euro